

# GRIGORY SOKOLOV

## BERLIN

Philharmonie

28/03/2012

**Berliner Zeitung**

29.3.2012

### PROGRAMM

**J.-Ph. RAMEAU**

Suite in re (1724)

**W.A. MOZART**

Sonate in a-moll K 310 (1778)

**J. BRAHMS**

Variationen über ein Thema von Händel op. 24 (1861)

Drei Intermezzi op. 117 (1892)

## Was leben will, das muss vergehen

Von Jan Brachmann

### BERLIN –

**Zwei Berliner Klavierabende: Grigorij Sokolow zeigte am Mittwoch den höchsten Gipfel in der Philharmonie, Ivo Pogorelich am Dienstag den tiefsten Verfall pianistischer Kunst im Konzerthaus. Sein Spiel ist nur noch unscharfe Umschreibung von Sinn als etwas Verlorengegangenenem.**

Immer wieder beglückt und bestürzt am Klavierspiel von Grigorij Sokolow die Einheit aus Lust und Weisheit. Die Lust, das hörte man am Mittwoch in der Philharmonie schon mit dem ersten schnurpsenden Triller in Jean-Philippe Rameaus „Suite en Ré“, ist eine Lust am Klang als dem Endzweck des Werks. Die Musik will Klang werden und also in die Zeit treten. Anders, als viele Interpreten, die ihren „Dienst am Werk“ darin sehen, die Idealgestalt einer Komposition nur anzudeuten (in der Überzeugung, dass diese Idealgestalt sich niemals restlos zur sinnlichen Erscheinung bringen lasse), wird bei Sokolow der Klang ganz und gar zur sinnlichen Erfahrung der Idee. Der Klang erst gibt dem Werk Leben und Wirklichkeit. Er muss das Werk rechtfertigen. Aber der Klang tritt ein in die Zeit und ist damit vergänglich. In dieser Bejahung der Vergänglichkeit zeigt sich die Weisheit Sokolows. Damit hebt er zugleich die traditionelle Hierarchie von Sein und Zeit auf, da sein Spiel verdeutlicht, dass die Musik kein Sein hat außerhalb der Zeit. Werk und Klang greifen in Sokolows Spiel so ineinander, dass das Werk die Zeit formt, so wie Andrej Tarkowskij das Filmemachen als „Bildhauerei aus Zeit“ bezeichnet hat. Zeit verwandelt sich dabei in bedeutsame, erfüllte Zeit. Eine Zeit ohne Werke wäre leer, ein Werk ohne Zeit wäre tot. Und nicht von Ungefähr ist Sokolow ein unerreichter Meister der Verzierung. Was er da am Mittwoch an Trillern, Prallern, Mordenten, Doppelschlägen, Girlanden,

Schleifern in den zierlichen Charakterstücken des französischen Rokoko anbrachte, das ist die Verdichtung seiner Kunst: Im Ornament wird der Augenblick gefeiert und der erfüllte Moment gekrönt. Seit zehn Jahren macht Sokolow keine CD-Aufnahmen mehr. Die Unwiederholbarkeit des erfüllten Augenblicks ist damit auch zu einer künstlerischen Lebensmaxime geworden, die sich der Ausdünnung zeitlicher Sinnfülle durch technische Vorratshaltung von geformtem Klang verweigert. Jedes seiner Konzerte wird dadurch zu einer Kostbarkeit, die das Publikum in Scharen anzieht. In Berlin sah man auch den Pianisten Alfred Brendel und den Dirigenten Kirill Petrenko unter den knapp zweieinhalbtausend gebannten Hörern.

Sokolow faszinierte einmal mehr durch den klanglichen Wandel, den er – wie kein zweiter Pianist in Geschichte und Gegenwart – auf dem Steinway-Flügel zu vollziehen wusste. Besaß Rameau die silbrige Eleganz eines französischen Clavecins um 1740, so klang Wolfgang Amadeus Mozarts a-Moll-Sonate wie auf einem Wiener Walter-Flügel um 1780: Schnell ansprechend, beweglich, fein artikuliert, expressiv bis zum Schrei, ohne dabei grob und laut zu werden. In den Händel-Variationen op. 24 von Johannes Brahms zog Sokolow nach und nach die Schleusen auf: Vom sirrenden Cembalo-Klang des Themas bis zur orchestralen Fülle des heutigen Flügels in der Schlussfuge. Doch bewirkt diese historische Genauigkeit in Klang und Stil bei ihm nie, dass die Musik uns als etwas Historisch-Distanziertes gegenübertritt. Sie rückt uns durch die zwingende Gestaltung unter seinen Händen stets so nahe, als sei sie eigens für uns bestimmt.

Als stillen Epilog zum Fest-Triumph der Händel-Variationen setzte Sokolow die drei Intermezzi op. 117 von Brahms ans Ende seines Programms. Im ersten Es-Dur-Stück glitt die Melodie unter dem zarten, aber deutlichen Orgelpunkt der Oberstimme hinab wie ein welkes Blatt unter der spiegelklaren Oberfläche eines Sees. Das war ein sinnfälliges Klangbild des Versinkens, in dem die Stimmung der Versunkenheit ihren strukturellen Nachweis erfuhr.

Völlig anders hatte sich am Dienstag Ivo Pogorelich im Konzerthaus geriert: Mit äußerster Brutalität drosch er bei den lauten Stellen der Stücke von Frédéric Chopin und Franz Liszt auf den Flügel, verschmierte alles im Pedal und quetschte falsche Noten zwischen die Stimmen. An den leisen Stellen aber zerdehnte er seinen – durchaus erlesenen, zauberischen – Klavierklang so weit, dass jeder Zusammenhang zerriss. Da spielte sich eine Tragödie größten Ausmaßes vor dem Publikum ab: Der einstmals faszinierende Techniker und anregende Pointen-Entdecker Pogorelich hat sich eingesponnen in die Welt seiner Unzulänglichkeiten, die er nicht mehr wahrnimmt oder die ihn nicht mehr interessieren. Sein Spiel ist nur noch unscharfe Umschreibung von Sinn als etwas Verlorengegangenen, wohingegen Sokolow diesem Sinn durch die Zufuhr von Zeit und Liebe neue Gegenwart schenkte.